

Identitätsarbeit heute

**Klassische und aktuelle
Perspektiven
der Identitätsforschung
Herausgegeben von
Heiner Keupp
und Renate Höfer
suhrkamp taschenbuch
wissenschaft**

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 1299

Unter den gegenwärtigen gesellschaftlich-kulturellen Bedingungen ist Identitätsbildung offensichtlich prekär geworden. In welcher Weise leisten Subjekte heute Identitätsarbeit? Sind klassische Identitätstheorien in der Lage, diesen Prozeß adäquat zu erfassen?

Im vorliegenden Band wird ein Überblick über die empirische Identitätsforschung gegeben, die sich im Anschluß an Erik H. Eriksons großen Entwurf (*Identität und Lebenszyklus*, stw 16, und *Der vollständige Lebenszyklus*, stw 737) entwickelt hat. Darüber hinaus werden wichtige Ausschnitte aus dem Gesamtpanorama aktueller Identitätstheorien präsentiert: der philosophische Identitätsdiskurs zwischen Kommunitarismus und Postmoderne; die interaktionistisch weitergeführte Position Eriksons; der psychoanalytische Zugang zur Identität auf der Basis der psychoanalytischen Objektbeziehungstheorie, der sich auf die empirische Säuglingsforschung stützt; eine Ressourcentheorie der Identitätsarbeit im Anschluß an Bourdieu.

Heiner Keupp ist Professor für Sozialpsychologie an der Universität München. Er hat den Band *Zugänge zum Subjekt. Perspektiven einer reflexiven Sozialpsychologie* (stw 1102) herausgegeben. Renate Höfer ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Institut für Praxisforschung und Projektberatung (IPP), München.

Identitätsarbeit heute

Klassische und aktuelle
Perspektiven der Identitätsforschung

Herausgegeben von Heiner Keupp
und Renate Höfer

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1299

Erste Auflage 1997

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1997

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Books on Demand, Norderstedt

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-28899-3

Inhalt

Vorwort	7
---------------	---

I. ZUR EINLEITUNG

Heiner Keupp Diskursarena Identität: Lernprozesse in der Identitäts- forschung	11
--	----

II. PHILOSOPHISCHER IDENTITÄTSDISKURS

Wolfgang Bialas Kommunitarismus und neue Kommunikationsweise. Versuch einer Kontextualisierung neuerer philosophi- scher Diskussionen um das Identitätsproblem	40
---	----

III. KLASSISCHE THEORIETRADITIONEN DER IDENTITÄTSFORSCHUNG

Lothar Krappmann Die Identitätsproblematik nach Erikson aus einer interaktionistischen Sicht	66
--	----

Werner Bohleber Zur Bedeutung der neueren Säuglingsforschung für die psychoanalytische Theorie der Identität	93
--	----

IV. WEITERENTWICKLUNG TRADITIONELLER ANSÄTZE

Karl Haußer Identitätsentwicklung – vom Phasenuniversalismus zur Erfahrungsverarbeitung	120
---	-----

Sigrun Anselm
Identifizierung und Selbstbehauptung. Überlegungen
zu einer aktuellen Dimension des Anerkennungs-
konflikts 135

Wolfgang Kraus und Beate Mitzscherlich
Abschied vom Großprojekt. Normative Grundlagen
der empirischen Identitätsforschung in der Tradition von
James E. Marcia und die Notwendigkeit ihrer
Reformulierung 149

V. DIFFERENZ UND MACHT

Werner Helsper
Das »postmoderne Selbst« – ein neuer Subjekt- und
Jugend-Mythos? Reflexionen anhand religiöser
jugendlicher Orientierungen 174

Thomas Ahbe
Ressourcen – Transformation – Identität 207

Helga Bilden
Das Individuum – ein dynamisches System vielfältiger
Teil-Selbste. Zur Pluralität in Individuum und
Gesellschaft 227

Birgit Rommelspacher
Identität und Macht. Zur Internalisierung von
Diskriminierung und Dominanz 251

VI. ALLTÄGLICHE IDENTITÄTSARBEIT

Florian Straus und Renate Höfer
Entwicklungslinien alltäglicher Identitätsarbeit 270

Hinweise zu den Autorinnen und Autoren 308

Vorwort

»Identität ist eine Antwort auf die Frage ›Wer bin ich?‹«, so formuliert Antonio Blasi, ein renommierter nordamerikanischer Sozialwissenschaftler, die Grundfrage der Identitätsforschung. Diese ist dann nur noch in die Forschungsfrage »Wer bist du?« umzuformulieren, und die entsprechenden Antworten sind kategorial zu verarbeiten. So werden wir erfahren, was Identität ist oder wie Identität konstruiert wird. Zu einfach, um wahr zu sein, möchte man antworten. Aber vielleicht ist die Frage so schon richtig gestellt, nur die Antworten sind nicht so einfach, wie es die Frage suggeriert. Zumindest ist es für viele Menschen heute alles andere als klar, wie sie auf die Frage »Wer bist du?« antworten sollen. Vielen fällt es schwer, dazu eine zusammenhängende Geschichte zu erzählen, oder sie können dazu sehr unterschiedliche und untereinander durchaus widersprüchliche Geschichten erzählen.

Es gibt gute Gründe, diese Probleme nicht zu psychologisieren, also als Probleme des einzelnen Subjekts zu deuten, sondern sie als Indikatoren für soziokulturell veränderte Bedingungen der Identitätsbildung zu lesen und die Identitätsforschung so weiterzuentwickeln, daß sie auch in einem solchen Rahmen verstanden werden können. Die zunehmende Thematisierung von Identität in alltagskulturellen Kontexten ebenso wie in den Fachszenen läßt sich wohl eher als Beleg dafür heranziehen, daß hier ein großer Klärungsbedarf entstanden ist, als dafür, daß sich bereits konsensfähige Klärungen abzeichnen würden. Das Thema Identität droht sogar in einem allenthalben abgesonderten »Identitätsgeschwätz« unterzugehen. Jede und jeder weiß heute mit dem Begriff Identität zu hantieren und suggeriert gerade damit Eindeutigkeit und Klarheit in ihrer oder seiner Antwort auf die Frage: »Wer bin ich?«

Der offensichtlich inflationäre Gebrauch des Identitätsbegriffs verweist also darauf, daß Identitätsbildung unter den gegenwärtigen gesellschaftlich-kulturellen Bedingungen prekär geworden ist. Die Untersuchung der Fragen, in welcher Weise Subjekte heute Identitätsarbeit leisten und ob klassische Identitätstheorien in der Lage sind, diesen Prozeß adäquat theoretisch zu erfassen

sen, ist das Anliegen eines Forschungsprojektes an der Universität München, in dessen Rahmen auch der hier vorgelegte Sammelband entstanden ist. Auf der Grundlage dieses empirischen Projekts, seiner Fragestellung und der ersten Befunde wurde zu einer Theoriekonferenz eingeladen. Die Absicht dieser Konferenz bestand darin, die Vertreter und Vertreterinnen der wichtigsten Positionen der aktuellen Identitätsforschung ins Gespräch zu bringen und eine gemeinsame Bilanz der Theorienbildung in der Identitätsforschung zu erarbeiten.

Wir haben dieses Forschungsprojekt nicht mit einer ausformulierten neuen Identitätstheorie begonnen, sondern eher mit einem erfahrungsbegründeten Zweifel, ob Identitätsbildung heute bruchlos und adäquat mit Theorien erfassbar ist, die in anderen historischen Epochen Antworten auf die klassische Identitätsfrage zu geben versucht haben. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat uns diese theoretische Offenheit »ermöglicht«. Unsere Gutachter fanden es offensichtlich akzeptabel, einen begründeten Zweifel an den Beginn eines Projektes zu setzen und eine Metapher – die »Patchwork«-Metapher – für die Richtung zu formulieren, in die wir unseren Suchprozeß beginnen wollten. Dafür sind wir dem Gutachtergremium dankbar. So haben wir erst einmal unseren theoretischen Eigensinn pflegen können und haben uns dann ins Feld begeben, das anfangs im bayerisch-fränkischen Raum lag und ab 1990 auch Sachsen mit einbezog.

Die Theoriekonferenz hatten wir zu einem Zeitpunkt vorgesehen, an dem wir für die Auswertung unseres empirischen Materials ein sinnvoll konstruiertes Netz theoretischer Bezüge benötigten, damit wir Indizien für Kontinuität und Veränderung identitätsbildender Prozesse richtig einordnen können. An diesem Punkt haben wir den kritischen Dialog mit Vertreterinnen und Vertretern traditionsreicher und aktueller Identitätsdiskurse in Philosophie, Psychologie und Soziologie gesucht.

Im Aufbau des Buches haben wir mit dem Einleitungs- und Schlußkapitel einen Rahmen gebaut, der eine Zuordnung der übrigen Kapitel zu unserem eigenen Forschungsprozeß und seiner theoretischen Basis ermöglichen soll. In dem Einleitungskapitel (von *Heiner Keupp*) wird unser eigener theoretischer Lernprozeß beschrieben. Er bewegte sich in einer unübersichtlichen Arena von unterschiedlichsten Identitätsdiskursen, zu denen wir uns aneignend und abgrenzend in Beziehung gesetzt haben. Das

Schlusskapitel (von *Florian Straus* und *Renate Höfer*) resümiert unseren aktuellen Stand der Konzeptbildung mit dem Fokus auf der *alltäglichen Identitätsarbeit*. Zwei weitere Kapitel sind aus dem Münchner Forschungsprojekt heraus entstanden und zeigen wichtige Theoriestränge auf, aus denen wir mit großem Gewinn kategoriale Impulse aufgenommen haben. *Wolfgang Kraus* und *Beate Mitzscherlich* geben einen Überblick über die empirische Identitätsforschung, die sich im Anschluß an Eriksons großen Entwurf entwickelt hat und in besonderem Maße von James E. Marcia geprägt worden ist. *Thomas Abbe* entfaltet im Anschluß an Bourdieu eine Ressourcentheorie der Identitätsarbeit.

Um das aktuelle Gesamtpanorama der Identitätstheorie in seinen wichtigsten Ausschnitten in diesem Buch repräsentieren zu können, haben wir uns die fachlichen Ressourcen bei profilierten Fachleuten erbeten: Für den philosophischen Identitätsdiskurs zwischen Kommunitarismus und postmodernen Ansätzen bei *Wolfgang Bialas*; für die interaktionistisch weitergeführte Position von Erikson konnten wir *Lothar Krappmann* gewinnen; für den psychoanalytischen Zugang zur Identität zeichnet *Werner Bohleber* verantwortlich, der sich dabei auf die aktuelle empirische Säuglingsforschung stützt; die Darstellung psychologischer Anschlüsse an die Identitätsforschung im Sinne der kognitiven Psychologie hat *Karl Haußner* übernommen; auf der Basis der psychoanalytischen Objektbeziehungstheorie analysiert *Sigrun Anselm* den identitätsrelevanten Kampf um Anerkennung, der sich im Konfliktfeld von Identifizierung und Selbstbehauptung vollzieht; *Werner Helsper* diskutiert postmoderne Identitätswürfe an empirischem Material über religiöse Orientierungen von Jugendlichen; aus dem Selbstverständnis eines postmodern geöffneten Feminismus reflektiert *Helga Bilden* die Möglichkeitsräume für eine innere Pluralität von Teil-Selbsten; schließlich rückt *Birgit Rommelspacher* die Bedeutung der Machtdimension in Form der Verinnerlichung von Dominanzansprüchen und Diskriminierungserfahrungen ins Zentrum der Identitätsthematik. Natürlich gilt bereits an dieser Stelle, da wir dieses Buchprojekt abgeschlossen haben: *further research is needed*. Wir selbst haben uns die Fortführung der Theoriearbeit in einer noch intensiveren Auseinandersetzung mit soziologischen Positionen vorgenommen und schon begonnen. Dabei gewinnt die Post-Transformationsforschung an Relevanz, da wir uns durch

den empirischen West-Ost-Vergleich mit Differenzen der Identitätsarbeit zu beschäftigen haben, die ohne makrogesellschaftliche Perspektiven der Gefahr einer psychologischen Interpretationsverkürzung ausgesetzt sind. Darüber hinaus gilt es, unterschiedliche soziokulturelle »Identitätsfigurationen« als narrative Folien für die Identitätsarbeit des einzelnen Subjekts zu untersuchen. Neben dieser Theoriearbeit wird mit dem Fortgang unseres Längsschnittprojektes der empirische Gehalt unserer Identitätsforschung an Bedeutung gewinnen.

München, im März 1995
Heiner Keupp und Renate Höfer

Heiner Keupp

Diskursarena Identität: Lernprozesse in der Identitätsforschung

»Wenn ich mich sicher fühlen kann, werde ich eine komplexere Identität erwerben. [...] Ich werde mich selbst mit mehr als einer Gruppe identifizieren; ich werde Amerikaner, Jude, Ostküstenbewohner, Intellektueller und Professor sein. Man stelle sich eine ähnliche Vervielfältigung der Identitäten überall auf der Welt vor, und die Erde beginnt, wie ein weniger gefährlicher Ort auszusehen. Wenn sich die Identitäten vervielfältigen, teilen sich die Leidenschaften.«

Michael Walzer (1992, S. 136)

Ende der achtziger Jahre habe ich mich dem Identitätsthema bewußt und aktiv zugewandt. Anlaß war ein Kongreß mit dem Thema »Widersprüche und Identitäten«, auf dem sich Psychotherapeuten und Klinische Psychologen (beiderlei Geschlechts) im größeren Rahmen den psychosozialen Folgeproblemen der »Risikogesellschaft« gestellt haben. Damit wurde vor allem die Frage aufgeworfen, ob Identitätsbildung in einer sich zunehmend enttraditionalisierenden Gesellschaft noch so begriffen werden könne, wie es die Sozialwissenschaften noch immer überwiegend versuchten. Es ging um den Versuch, psychologisch das einzuholen, was in Philosophie und Soziologie bereits zu aufregenden Diskussionen über die »Krise der Moderne« geführt hatte. Ins Zentrum rückten die »psychosozialen Kosten« des hochtourigen »Projekts der Moderne«, das auch auf der Subjektebene zunehmend spürbar an seine Grenzen stößt.

Das mir gestellte Thema hieß »Suche nach der verlorenen Identität«. Gefunden habe ich sie nicht, aber – wie alle »unerledigten Handlungen« hat mich das Thema nicht mehr losgelassen. Und damals entstand, relativ naiv und assoziativ, eine Idee, wie heute überhaupt Identität begriffen werden könnte. Das Markenzeichen für diese Idee wurde der Begriff der »Patchwork-Identität«.

Es war ein Versuch, sich von einer substantialistischen Vorstellung von Identität zu verabschieden, die als »Akkumulation innerer Besitzstände« zu charakterisieren wäre, und eher die alltägliche »Identitätsarbeit« ins Zentrum zu rücken, in der Subjekte ihr Gefühl für beziehungsweise Verständnis von sich selbst suchen und konstruieren. Distanz war auch beabsichtigt zu den gängigen normativen Erwartungen, was unter gelungener Identitätsbildung zu verstehen sei.

Themen, auch wissenschaftliche Themen, liegen oft in der Luft. Deshalb kann es auch nicht verwundern, daß zur gleichen Zeit, meist ohne voneinander zu wissen, verschiedene Personen an eine solche Fragestellung herangehen. Als ich mich näher auf die Identitätsforschung einzulassen begann, unternahm ich erst einmal eine Literaturrecherche, und da wurde mir schnell klar, daß auch schon vor zehn Jahren das Identitätsthema eine so bemerkenswerte Konjunktur hatte, daß vom »Inflationsbegriff Nr. 1« die Rede war (vgl. Brunner 1987, S. 63). Von heute aus betrachtet, wirkt das übertrieben oder prophetisch, denn die Inflation hatte gerade erst richtig begonnen.

Im Rahmen dieses Beitrages interessiert mich nun einerseits, ob und, wenn ja, wie sich der Identitätsdiskurs in den vergangenen Jahren verändert hat und welche Gründe es dafür geben mag. Und andererseits interessiert mich, ob sich in dem ambivalenten Gefüge von Chancen und Risiken, das für mich mit Prozessen der Identitätsarbeit in der »Risikogesellschaft« verbunden ist, etwas verschoben hat: Sind in diesem Diskurs eher die riskanten Dimensionen thematisiert worden? Und wie steht es mit den Chancen, die im Zusammenhang mit gesellschaftlichen Individualisierungsschüben gesehen oder erhofft wurden?

Zunächst will ich also den Identitätsdiskurs der letzten Jahre rekonstruieren, und ich nutze dabei die Gelegenheit, auch noch einmal auf den eigenen Theoriebildungsprozeß zurückzublicken.¹ Er hat in meinem Selbstverständnis immer aus dem all-

1 Zur retrospektiven Reflexion des eigenen theoretischen Lernprozesses gehören auch spezifische Darstellungsmittel. Ich werde einerseits längere – petit gesetzte – Passagen aus meinem ersten Theorieversuch zur Identität heute (Keupp 1989) in diesen Text einbauen und sie dann aus aktueller Sicht kommentieren. Andererseits werde ich im Verlauf des Textes einen Perspektivenwechsel vornehmen. Ich beginne in einer egologischen Form, weil es anfänglich tatsächlich erst einmal

gemeinen gesellschaftlichen Diskurs geschöpft und diesen in die sozialwissenschaftliche Theoriebildung einbezogen. In diesen hinter uns liegenden zehn Jahren hat sich ja ein globaler gesellschaftlicher Umbruch vollzogen beziehungsweise vertieft, der nicht zuletzt dem Thema Identität eine neue Dynamik verliehen hat. Der gesellschaftliche Diskurs hat uns das Thema der überlebensnotwendigen stabilen, kollektiven Identität beschert, das Thema der angeblich verschütteten ›Wir-Gefühle‹ und der Bedrohung durch zuviel Fremdheit, die das ›Eigene‹ aufzulösen droht. Meine Frage, die sich daran anschließt, ist: Haben wir dieses Thema übersehen, und in welcher Form muß es in das Nachdenken und Forschen über Identität integriert werden? Ich werde aufzuzeigen versuchen, daß es nicht dumpfe ›Wir-Gefühle‹ sind, die die Identitätsbildung als Basis braucht, sondern die Erfahrung der basalen ›Anerkennung‹ der Person. Identität entsteht in einem dialogischen Prozeß, wird aber in unserer Kultur monologisch gedeutet und erzählt: »Ich habe und ich bin ...« Diese ideologische Ichbezogenheit und -befangenheit unterschlägt die große Bedeutung der anderen/des anderen und die Prozesse der dialogischen Anerkennung, die in Ich-Du- oder Ich-Wir-Bezügen begründet sind.

Meine These geht dahin, daß gesellschaftliche Prozesse der Enttraditionalisierung, der Entgrenzung und ›Entrahmung‹, die vor allem mit Begriffen wie »Risikogesellschaft« oder »Postmoderne« angesprochen sind, die bislang vertrauten Rahmenbedingungen für Anerkennung und Zugehörigkeit, die »Wir-Schicht«

mein eigener Versuch war, mich in der Landschaft der Identitätsforschung zu orientieren und zu plazieren. Ab 1989 ist aus der individuellen Ausgangsposition ein kommunitäres Unternehmen geworden. Im Rahmen des Sonderforschungsbereiches 333 der Universität München »Entwicklungsperspektiven von Arbeit« wurde ein Längsschnittprojekt begonnen, in dem die Ausgangsüberlegungen der Empirie ausgesetzt werden sollten. In diesem Rahmen hat dann auch meine weitere Theoriearbeit am Identitätsthema stattgefunden, und in der Darstellung gehe ich vom ›Ich‹ zum ›Wir‹ über. Bei der Gelegenheit möchte ich allen Projektkollegen und -kolleginnen herzlich für die Diskussionsbereitschaft danken: Thomas Ahbe, Erich Eisenstecken, Petra Findeiß, Carola Glücksmann, Wolfgang Gmür, Renate Höfer, Lis Keimeleder, Wolfgang Kraus, Beate Mitzscherlich, Harry Schröder, Rita Seitz, Sigrid Stiemert, Florian Straus, Sabine Waldmann.

(wie es Norbert Elias 1987 nennt) oder »Wir-Identitäten« (so Taylor 1989, S. 171), grundlegend in Frage stellen. Die Folge davon ist, daß – wie es der kanadische Kommunitarist Charles Taylor (1993, S. 26) ausdrückt – »Identitäten in einem Dialog ohne gesellschaftlich vorab festgelegtes Drehbuch geformt« werden müssen. Dadurch sei »das Risiko ... hier in der Tat erheblich gestiegen«.

Die regressiven gesellschaftlichen Hoffnungen versprechen »Anerkennungsgarantieren« und setzen auf die unverrückbaren Fundamente von »nationaler Identität«, »Blut und Boden«, aber auch auf »esoterische Gewißheiten« oder »die Reise zum wahren Selbst«. Es stellt sich natürlich die Frage nach Alternativen, auch und gerade nach Alternativen zu einer sozialwissenschaftlichen Bankrotterklärung gegenüber regressiven Modellen. Ich meine damit den ehemals sozialliberalen Soziologen Karl-Otto Hondrich, der neuerdings immer wieder beschwörend zur Anerkennung von »kollektiven Identitäten als Wir-Gefühle« rät oder »einen authentischen Untergrund von Gruppengefühlen« betont, auf dem sich die »Feinde der Ausländerfreunde« (1994 b, S. 253) bewegen. Solange der Rat sich darauf beschränkt, dieses Wir zu beschwören und sich zugleich damit immer nur das »nationale Wir« zu imaginieren, bekommt auch die folgende Empfehlung keine akzeptable Form: »Wer sich Gewalt und den kollektiven Wir-Gefühlen zivilisierend entgegenstellen will, muß sie zugleich als Gestaltungskräfte anerkennen« (Hondrich 1994 a). Letztlich stellt sich also die Frage, ob das kommunitäre oder dialogische Fundament von Identität anders als in einem regressiv-entdifferenzierenden Wir-Pathos erfaßt werden kann.

Identitätsforschung auf den Schultern des Riesen: Erikson und eine Perspektive über ihn hinaus

Wenn ich mir die Überlegungen ansehe, die 1988 zu einem Identitätskonzept führten (vgl. dazu Keupp 1989), das ich unter dem Motto »Abschied von Erikson« stellte, dann halte ich sie immer noch für gut vertretbar. Sie nahmen ihren Ausgangspunkt von real-gesellschaftlichen Wandlungsprozessen, für die das Eriksonische Identitätskonzept mit seiner Betonung von Kontinuität,

Kohärenz und Identität als eines in der Adoleszenz zu akkumulierenden Besitzstandes persönlicher Sicherheiten und Klarheiten zunehmend seine Paßform verlor, wengleich wir auf einige fundamentale Einsichten von Erikson wohl nach wie vor angewiesen sein werden. Den sich immer vernehmlicher äußernden gesellschaftlichen Identitätsdiskurs hatte ich als Hinweis dafür genommen, daß sich eingespielte Paßformen als nicht mehr tauglich erwiesen. Ich zitiere jetzt meinen Text von damals:

»Diese hektische Betriebsamkeit in der Identitätsdebatte hat ihren Grund. Einen Grund, der über die Schönheitskonkurrenz unterschiedlicher Disziplinen und Paradigmen hinausweist. Der Motor der Debatte ist in dem gesellschaftlich realen Umbau von Subjektbildungsprozessen zu sehen. Diese werden krisenhafter und wachsen aus traditionellen Lebensmustern heraus. Unsere bislang vorherrschenden, uns lieb gewordenen Konzepte und Vorstellungen haben diese Veränderungen noch nicht genügend aufgenommen und durch Weiterentwicklung von angemessenen neuen Konzepten bewältigt. Der öffentliche Identitätsdiskurs enthält sowohl ein rückwärtsgewandtes Festhalten am Bewährten, am Begriff und einer Idee von einer überschaubaren Welt, als auch das betonte Abstreifen der zu eng gewordenen Kleider und die Ermunterung, mit großen Schritten neue Gestade aufzusuchen« (S. 48).

Diese Zeilen hatten sowohl das Erstarken des Neokonservatismus im Blickfeld, der vor allem im »Historikerstreit« dem Identitätsthema ein besonderes Gewicht verliehen hatte, als auch die locker und heiter dahin formulierten Empfehlungen von Vertretern des postmodernen Lebensgefühls, die die Identitätssuche als ein gänzlich überflüssiges Bleigewicht für einen unbeschwerthedonistischen Lebensstil ansahen. In beiden Kontexten tauchte der Vorwurf der »Identitätssucht« auf (ein Thema, das Grawert-May [1992] etwas später in einem kleinen Buch abhandelte). Hans-Ulrich Wehler warf seinen konservativen Historikerkollegen vor, daß sie »identitätssüchtig« seien, und formulierte auf prägnant-polemische Weise, worin das Problem liegt, wenn eine »verbindliche nationale Identität« eingeklagt wird: »Nicht zufällig ist Identität seit gut zehn Jahren zu einem der Modeworte auch der deutschen Neokonservativen geworden. Denn man kann, wie sie es tun und anderen predigen, unter Identitätsbildung die Übernahme stabilisierender Traditionen, die Verinnerlichung geglaubter Normen, die Aneignung überlieferter Werte verstehen, ohne daß diese inhaltlichen Elemente von Identität

tät durch den Filter prüfender Reflexion geleitet würden. Erwünscht ist offenbar die möglichst vorbehaltlose Identifikation mit dem Vorgegebenen, die zustimmende Gewöhnung an die Umwelt, die Einübung von »entlastenden Selbstverständlichkeiten« (1987, S. 143). Die unaufhebbare Reflexivität gegenwärtiger Lebensverhältnisse und eben auch der Identität scheint das Ärgernis zu sein, das in Richtung auf Klarheit und Eindeutigkeit zu überwinden sei. Für Sloterdijk ist die Suche nach Identität selbst die Droge: Er spricht von einer »Sucht nach Identität«, die in der abendländischen Kultur »die tiefste der unbewußten Programmierungen zu sein [scheint], so sehr verborgen, daß sie auch der aufmerksamen Reflexion lange entgeht« (1983, S. 156). Und Matthias Horx (1988) schreibt gegen diese Sucht unter dem Titel *Der Neue Mann ohne Eigenschaften. Loblied auf die Identitätslosigkeit*.

Mein damaliger Identitätsdiskurs hatte wesentliche Einsichten aus der soziologischen Gegenwartsdiagnose von Ulrich Beck (1983, 1986) gewonnen. Sie liefen auf die Überzeugung hinaus, daß das traditionsbestimmte »stahlharte Gehäuse der Hörigkeit«, das die kapitalistisch geprägte Industriegesellschaft den Subjekten als Korsett aufzwingt, in einem Prozeß hochgradiger gesellschaftlicher Wandlungsdynamik aufgelöst werden. Das Subjekt löst sich infolge dieses Prozesses immer mehr von vorgegebenen biographischen Entwurfsschablonen und Schnittmustern und muß die Lebensentwürfe in eigene Regie nehmen. In diesen Erosionsprozessen verlieren die großen religiösen, philosophischen, kulturellen und politischen Deutungsmuster und Formationen ihre Konstruktionskraft. Auf sie kann der einzelne bei seiner eigenen Biographiebasterei und Identitätsarbeit immer weniger als ordnenden Rahmen zurückgreifen. Er sieht sich mit den Bruchstücken jenes zerfallenen »Gehäuses der Hörigkeit« konfrontiert. Nun besteht die Anforderung darin, sich seine Behausung selbst zu konstruieren und zu bauen. Die eigene Lebenssituation spiegelt sich in einer Art »zerbrochenem Hohlspiegel«. Er liefert kein widerspruchsfreies, sondern ein hochfragmentiertes Puzzle. Dies sind einige Einsichts-Splitter aus der Beckschen Analyse der »Risikogesellschaft«.

Und darauf bezog sich dann auch der damalige Identitätsdiskurs, aus dem ich wieder zitieren darf:

»Das Erlebnis einer widersprüchlichen und segmentierten Alltagswelt, die sich nicht mehr in einem umfassenden Weltentwurf integrieren läßt, es sei denn um den Preis esoterischer Sektenbildung, erzwingt eine Haltung, die Widersprüchliches nebeneinander stehen lassen kann und die nicht mehr von einem »Identitätszwang« beherrscht wird. Bernd Guggenberger zieht folgenden Schluß: »Wenn die Erfahrung der Welt zwangsläufig in ein pluralisiertes Bewußtsein mündet, dann wäre auch das Streben nach Eindeutigkeit eine verfehlte Festlegung, eine Fessel, der virtuosen Weltteilhabe hinderlich! Wer sich in wechselnden Sinnsystemen bewegen, sich unter divergenten Lebensaspekten bewähren muß, der darf sich nicht mit zuviel »Identität« belasten; das heißt, er darf sich nicht festlegen, sondern muß beweglich bleiben, offen und anpassungsfähig. Deshalb mißtraut er der Gravitation der Ideen und Ideale, der Gedanken und Gefühle, der Tugenden und Theorien« (ebd., S. 85).

Was hier mit leichter Feder als Selbstcharakterisierung des Zeitgeistes daherkommt, ist mit etwas größerem Theorieanspruch auch schon als »Theorie der Bastel-Mentalität« vorgetragen worden (Gross u. a. 1986). Sie sieht die modernen Menschen als Produzenten »individueller Lebens-Collagen«. Sie basteln sich aus den vorhandenen Lebensstilen und Sinnelementen ihre eigenen kleinen lebbar konstruierten Konstruktionen. Der »Bastler«, der »Homeworker« als Sinnbild des zeitgenössischen Menschen! Aber ebenso wie dieser auf einem eigenen Markt Bausätze angeboten bekommt, so gibt es auch den Markt der »Stil-Paket«. Angeboten werden keine Uniformen, sondern vorgefertigte Teile, die dem einzelnen einen Spielraum zur mehr oder weniger originellen Kombination lassen. Wir sind an einem Punkt angelangt, an dem Bilder und Metaphern angeboten werden, die die aktuelle Subjektsituation nicht nur als Verfallsprodukt einer »heroischen Phase« sehen, in der es noch möglich war, eine ihrer selbst bewußten und in sich hierarchisch geordneten Identität zu bilden. Handelt es sich wirklich um den Verlust eines »goldenen Zeitalters«, eines »heroischen Subjekts«? Die Bastel-Mentalität, die Peter Gross auch als »postmodernen Schwebestand« bezeichnet, enthält ja durchaus auch den Zug des souveränen und kreativen Produzenten, der zwar die Welt nicht neu erschafft, aber in seiner Welt zu Hause ist.

Eine »Patchworkidentität«, wie ich sie nennen möchte, kann ja wohl nur dann als »proteisches Chamäleon«² mißverstanden werden, wenn man nie die schöpferische Energie bei dem Entwurf und der Verwirklichung eines Patchworkproduktes erlebt hat. Hier bedarf es der Idee und der Realisierung einer ganzheitlichen Gestalt, der Abstimmung von Farben und Mustern, der Verwendung von geeigneten Stoffen. Die Patchworkmetapher möchte ich zur Klärung meiner Gedanken noch weiter nutzen. Die klassischen Patchworkmuster entsprechen dem klassischen Identi-

2 So nennt Robert Jay Lifton (1993) den zeitgenössischen Menschen.

tätsbegriff. Da sind geometrische Muster in einer sich wiederholenden Gleichförmigkeit geschaffen worden. Sie gewinnen eine Geschlossenheit in diesem Moment der durchstrukturierten Harmonie, in einem Gleichgewichtszustand von Form- und Farbelementen. Der ›Crazy Quilt‹ hingegen lebt von seiner überraschenden, oft wilden Verknüpfung von Formen und Farben, zielt selten auf bekannte Symbole und Gegenstände. Gerade in dem Entwurf und der Durchführung eines solchen ›Fleckerlteppichs‹ kann sich eine beeindruckende schöpferische Potenz ausdrücken.

Wieder zurückübersetzt in identitätstheoretische Überlegungen läßt sich sagen, daß Identitätsbildung unter Bedingungen der Gegenwart etwas von diesem ›Crazy Quilt‹ hat. Zu betrauern ist deshalb auch nicht der Verlust von Identität schlechthin, sondern allenfalls jenes Typus, der sich entsprechend dem klassischen Quilt über seine Geordnetheit und Voraussehbarkeit definiert. Wir haben es nicht mit ›Zerfall‹ oder ›Verlust der Mitte‹ zu tun, sondern eher mit einem Zugewinn kreativer Lebensmöglichkeiten, denn eine innere Kohärenz ist der Patchworkidentität keineswegs abhanden gekommen. Aus der sozialepidemiologischen Forschung, genauer gesagt von dem israelischen Forscher Aaron Antonovsky (1987), kommt die Annahme, daß ein ›Gefühl der Kohärenz‹ (›sense of coherence‹) die entscheidende Bedingung für psychische und körperliche Gesundheit sei. ›Identitätsarbeit‹, die für eine Person dieses Kohärenzgefühl ermöglicht, ist also unverzichtbar, aber Kohärenz entsteht nicht nur dann, wenn ich auf ein fixes Koordinatensystem von Normen und Sinnorientierungen zurückgreifen kann. Kohärenz ohne ›Identitätszwang‹ ist ein kreativer Prozeß von Selbstorganisation. Antonovsky zeigt aber auch sehr klar, daß dieser Prozeß nicht in Einsamkeit und Freiheit passiert. Wir erleben also nicht die Wiederauferstehung des umgetauften heroischen Subjekts. Die Fähigkeit zur Kohärenz ist keine Persönlichkeitsdisposition, sondern entsteht aus der gelungenen Verknüpfung einer Person mit anderen, aus den dadurch möglichen Solidaritätspotentialen. Soziale Netzwerke sind Gelegenheitsstrukturen dazu, Potentiale, die zu realisierten und vertrauensvollen Beziehungen werden können. Das wiederum erfordert Subjekte, die ihr Leben nicht als dauerhaften olympischen Wettbewerb begreifen und leben müssen, in dem andere nur als zu besiegende Konkurrenten wahrgenommen werden. Diese Patchworkmetapher ging mir durch den Kopf, als ich Arbeiten über die ›Dezentralisierung von Identität‹ gelesen hatte, vor allem den ideenreichen Aufsatz von Sampson (1985). Er arbeitet so klar heraus, daß die Paßform von Eriksons Identitätsverständnis verlorengegangen ist. Dieses unterstelle einen Grad von intraindividuelle Kontrolle über die eigene Lebenssituation, die nur noch von einem ›totalitären Ich‹ aufrechterhalten werden kann. Dieses ›egozentrische Weltmodell‹ transportiert in den Augen Sampsons die Grundannahmen des Weltbildes

der westlichen Zivilisation. Wahrscheinlich konnte Erikson in diesem ideologischen Strom auch so starke Resonanz bekommen« (Keupp 1989, S. 63 ff.).

Soweit zunächst die ursprünglichen Überlegungen zu einem alternativen Blick auf zeitgenössische Identitätsbildungsprozesse. Der nächste Schritt war dann die Beantragung eines Längsschnittprojekts zur Identitätsbildung junger Erwachsener und ein weiteres Nachdenken über die Bedingungen einer produktiv-kreativen Identitätsarbeit. Was braucht dieses Subjekt, das die Nadel führt, an Ressourcen und Kompetenzen, um aus Fragmenten ein Identitätsmuster gestalten zu können? Identitätsarbeit wurde als ›riskante Chance‹ begriffen. Unter welchen Voraussetzungen ist die Chancenseite dieses ambivalenten Prozesses zu nutzen? Es waren für mich die folgenden Grundbedingungen (die ersten vier wurden 1990 formuliert, 1992 kam noch ein fünfter Punkt hinzu):

(1) Ein offenes Identitätsprojekt, in dem neue Lebensformen erprobt und eigener Lebenssinn entwickelt werden, bedarf *materieller Ressourcen*. Hier liegt das zentrale und höchst aktuelle sozial- und gesellschaftspolitische Problem. Eine Gesellschaft, die sich ideologisch, politisch und ökonomisch allein auf die Regulationskraft des Marktes verläßt, vertieft die gesellschaftliche Spaltung und führt auch zu einer wachsenden Ungleichheit der Chancen an Lebensgestaltung. Hier holt uns immer wieder die klassische soziale Frage ein. Die Fähigkeit zu und die Erprobung von Projekten der Selbstorganisation sind ohne ausreichende materielle Absicherung nicht möglich. Ohne Teilhabe am gesellschaftlichen Lebensprozeß in Form von sinnvoller Tätigkeit und angemessener Bezahlung wird Identitätsbildung zu einem zynischen Schwebezustand, den auch ein ›postmodernes Credo‹ nicht zu einem Reich der Freiheit aufwerten kann.

(2) Wenn wir die sozialen Baumeister unserer eigenen sozialen Lebenswelten und Netze sind, dann ist eine spezifische Beziehungs- und Verknüpfungsfähigkeit erforderlich, nennen wir sie *soziale Ressourcen*. Der Bestand immer schon vorhandener sozialer Bezüge wird geringer, und der Teil unseres sozialen Beziehungsnetzes, den wir uns selbst schaffen und den wir durch Eigenaktivität aufrechterhalten (müssen), wird größer. Nun zeigen die entsprechenden Studien, daß das moderne Subjekt keineswegs ein »Einsiedlerkrebs« geworden ist, wie es Alexander Mit-